

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 2 (1918)
Heft: 4-5

Artikel: Verein für deutsche Sprache in Bern : (Ortsgruppe des Deutschschweizerischen Sprachvereins)
Autor: Berner Tagbl.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419427>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wie aus der Schriftsprache übersetzt klängen. Dieser Gefahr ist er in der „heiligen Flamme“ entgangen, da er sich hier nach Bedürfnis der höhern Sprechweise bedienen konnte, wie sie der Gegenstand mit sich brachte. Eine Mischsprache ist allerdings auch wieder da, aber eine weniger störende; die Schriftsprache verträgt eher mundartliche Bestandteile als umgekehrt, da sie doch verschiedene Dialekte in sich vereinigt. Die Mundart selbst aber hat ihren Reiz in der Reinheit von jeder Papiersprache und verliert ohne diese Eigenschaft alle Berechtigung in der Schrift. Eine Mischsprache wie die Gotthelfs und Tavels in der „heiligen Flamme“ ist zwar nicht ein Muster des Geschmacks, aber sie weist so viel Wertvolles auf, daß wir uns an ihrer Eigenart erfreuen können.

H. St.

Das Plenum. Vor einiger Zeit brachten unsere Zeitungen einen Drahtbericht der Schweizerischen Telegraphen-Information aus Berlin, worin vom Reichstag und seinen Ausschüssen die Rede war. Da kam denn auch der Ausdruck vor „Das Plenum der Bollversammlung“. Bekanntlich heißt aber Plenum auch nichts anderes als die Bollversammlung. Hier liegt also einer jener Fälle vor wie: der heilige Sankt Florian, die vitalen Lebensinteressen, die Salzsaline, patriotische Vaterlandsliebe, charitative Liebeswerke usw. Man braucht ein Fremdwort und verbindet es mit seiner eigenen Ueberzeugung, sagt also zweimal dasselbe und macht sich in den Augen der Wissenden lächerlich. Die Entstehung dieser Schnitzer ist aber sehr begreiflich: wir haben kein fremdes Sprachgefühl, der Sinn der Fremdwörter lebt nicht in uns, und dadurch entsteht von selbst das Bedürfnis, das Gesagte in lebendiger, d. h. deutscher Form zu wiederholen.

Bl.

Einen Autoren. Wenn man kein deutsches Wort für *Aut or* setzen will, wiewohl es deren ganz zutreffende gibt, z. B. *Verfasser*, *Urheber*, so ist anzuraten, das Fremdwort wenigstens richtig abzuwandeln. Die lateinischen Wörter *au or* gehen in der Einzahl nach der starken, in der Mehrzahl nach der schwachen Deklination mit Verlegung des Tons auf die vorletzte Silbe nach dem Vorbilde des Lateinischen, z. B.: der *Doktor*, des *Doktors*, dem *Doktor*, die *Doktoren*, usw. Demnach ist auch zu betonen und abzuwandeln: der *Motor*, des *Motors*, die *Motoren* (nicht: der *Motor*, die *Motore*). H. St.

Kriegsdeutsch. Der Verfasser der Plauderei über „sprachliche Erwerbungen während der Kriegszeit“ fordert weitere Beiträge zu diesem Gegenstand. Wir möchten die Anregung lebhaft unterstützen. Für heute ein unerfreuliches und ein erfreuliches Beispiel.

Es ist nicht nur schwer, die Hände zu finden für die nötigen *Bodenverbesserungen*, auch die Zungen wollen sich nicht recht gewöhnen an diese „*Melationen*“, „*Melarationen*“ oder wie die Arbeiten heißen. Hier ist ein früher schon einigermaßen bekanntes Fremdwort völlig überflüssigerweise in die weitesten Kreise getragen worden. Es sagt unserem Volke auch nichts, die Bedeutung muß erraten und gedächtnismäßig behalten werden. Es ist auch schwer auszusprechen und eigentlich gar nicht kürzer, auch nicht, wenn man befügt „*Boden-*“, denn die unbetonten deutschen Silben nehmen nicht mehr Zeit im Anspruch als die lateinischen Selbstlauter. In den meisten Fällen wird auch aus dem Zusammenhang bekannt sein, daß es sich um *Boden-* und nicht um *Sitten-*Verbesserungen handelt (Melioration heißt eigentlich auch nur Verbesserung), es wird also meistens genügen, von Verbesserungen zu sprechen; bei Ent-

wässerung, Trockenlegung weiß man dann auch grad, worum es sich handelt. Auch gibt es ein Zeitwort verbessern, während sich meliorieren (oder heißt es meliorationieren?) nicht recht einbürgern will; dafür „werden Meliorationsarbeiten ausgeführt“, wenn der Boden verbessert wird. Wir haben der Rationierungen genug, wir können die Melio-Rationen entbehren.

Dagegen ist sehr erfreulich, daß die Brot- und Fettmarken an einem *Stamm* befestigt sind (der bekanntlich wieder abgegeben werden muß) und nicht, was fast zu fürchten war, an einem *Talon*. Dieser neue Gebrauch des deutschen Wortes war vorher in den weitesten Kreisen unbekannt, während sich der Talon in Bürofratenkreisen schon ziemlicher Beliebtheit erfreute und letztes Jahr im St. Galler Tagblatt ein gebildeter Mann bekennen mußte, er hätte ohne eines Hausgenossen Fremdwörterbuch (ein gewöhnlicher Dictionnaire genügte da nicht!) die Aufforderung seines Gaswerkes, den „dritten Talon“ eines Fragebogens abzutrennen, nicht verstanden. Wie rasch und kräftig ist dieser neue Stamm in unsern Sprachgarten hineingewachsen.

Verein für deutsche Sprache in Bern.

(Ortsgruppe des Deutschschweizerischen Sprachvereins.)

Verein für deutsche Sprache in Bern. Am 14. März hielt Herr Prof. Dr. O. v. Greyerz auf Einladung des Staatsbürgerlichen Unterrichtskurses und des Vereins für deutsche Sprache einen Vortrag über „Sprachliche Pflichten des Schweizerbürgers“. Der große Saal des Bürgerhauses war gedrängt voll, und die zahlreiche Versammlung belohnte die trefflichen Ausführungen des Redners, der unverfälschtes Berndeutsch sprach, mit reichem Beifall. Auch die Sprache, erklärte er, legt uns Pflichten auf, denn sie gehört zu den Volksitten. Erstes Erfordernis ist Verständlichkeit; aber auch Anstand ist nötig, wenn wir uns nicht vom Verkehr ausschließen wollen.

Die Aufgabe des Schweizers ist besonders schwierig; denn wir haben drei Nationalsprachen. Wenn wir auch fremde Sprachen erlernen sollen, so müssen wir doch vor allem unsere Muttersprache hochhalten. Aber welche ist dies? Das Hochdeutsche oder die Mundart? Wir müssen beide pflegen. Der Dialekt ist uns vielfach hinderlich, aber er ist eine der besten Stützen des demokratischen Gedankens, da er in der Schweiz von hoch und niedrig gesprochen wird. Die Schriftsprache, die uns mit dem Weltverkehr und der Weltliteratur verbindet, müssen wir uns aneignen und zwar womöglich durch das Ohr, und darum jede Gelegenheit benutzen, wo wir gutes Deutsch hören können. Der Redner weist dann auf die Schwierigkeiten der deutschen Sprache hin, z. B. die Regellosigkeit, die aber auch den Vorzug größerer Freiheit und des Wetteifers der Mundarten gewährt. Ein schwacher Punkt sind die Fremdwörter, die im Deutschen besonders auffallen. Der Vortragende bekämpft auch andere Fehler, wie die Uebertreibung, die Abstraktion, d. h. die Entkleidung von der sinnlichen Vorstellung, ferner die schwerfälligen Vorwörter des Amtsstils, die kriechende Höflichkeit, die sich oft im Kaufmannsstil breitmacht.

Im Anschluß an den Vortrag machte Herr Prof. Bette r auf unsere Pflichten gegen andersprechende Landesgenossen aufmerksam und verlangte für den Umgang mit diesen, wie auch für das öffentliche Leben und die Wissenschaft den Gebrauch der Schriftsprache. Zur

Berständigung mit den welschen Miteidgenossen empfiehlt er auch die Einführung der lateinischen Schrift, während Dr. Stieker, wenigstens für den Druck, die deutsche Schrift mit ihren mannigfaltigen Formen erhalten sehen möchte.

Der anregende Abend wird gewiß allen Teilnehmern in lebendiger Erinnerung bleiben. (Berner Tagbl.)

W. B., 2. Es freut uns, daß Sie so saubere Sägungen zu Stande gebracht haben mit Schrift- und Rechnungsführer, Rechnungsprüfern und sogar einem Vorsitzer, was schon besondere Mut verlangt. Eine Menge derartiger Kleinarbeit muß schließlich doch etwas ausmachen.

H. K., 3. Sie haben recht, die Fußnote vom „praktischen Gebrauch“ (Jänner-Nummer) war sprachlich unüberlegt. Gemeint war das Gegenteil von dem, was man „theoretischen Gebrauch“ nennt, aber das ist eben nur ein anderer Unsinn. Theorie ist eben kein Gebrauch, wie Praxis immer Gebrauch ist. Es sollte natürlich heißen: im täglichen Gebrauch, in der Umgangssprache. Besten Dank! Aber wollen Sie nicht Mitglied werden?

Nach Kienberg. (Ihr Name ist leider nicht leserlich geschrieben, aber es war eben vor dem Schrift-Befehl des Generals!) Gewiß ist beiten (= warten) in unserem Idiotikon vermerkt, und zwar aus fast allen Kantonen. Freilich ist es als „veraltend“ bezeichnet, und dieses Verschwinden verläuft natürlich in den verschiedenen Gegenden verschieden rasch. In der Ostschweiz hört man es sozusagen nie mehr; aber Sie kennen vielleicht aus des Kuhns Kuhreihen „Der Ustig wott cho“ die Stelle: „Mir wei mit me beite, wei z'Alpe jeb ga“. In einem Nidwaldner Kalender von 1899 sagt eine Obsthändlerin zu einer fremden Dame: „Beiten Sie nur, ich will gogen [Obst] reichen.“ Die Befehlsform „beit“ wird im Luzernischen und im oberen Toggenburg drohend, anderswo spöttisch gebraucht, z. B. in Basel: „Beit bis anno Dubagg“. Der Zürcher Chronist Edlibach erzählt von der Schlacht bei Murten: „Etliche öster woltend angrifen und miner Herren [der Zürcher] nüt beiten“. Insbesondere heißt es: den Feind erwarten und ihm Stand halten, in der Rechtssprache: für Bezahlung Aufschub gewähren, stunden. Wer auf den Tag der Appenzeller Landsgemeinde aus Versehen jemand an eine Schuld mahnte, „der sol siuem schuldnern ein jar über den selben tag haften“. (1409.) In Anshelms Berner Chronik wird berichtet, „daß man dem König (von Frankreich) mit allein der földen und pensionen müest beiten, sondern alenthalt gelt ußbürgen“. Beiten bedeutet schließlich soviel wie borgen. Eine sehr verbreitete Redensart muß früher gewesen sein: Lang gebeitet ist mit geschenkt (von Geldschulden und Strafen). Eine Zwischenmahlzeit „in Erwartung einer andern“ heißt bündnerisch ein Beitzig oder Beitzigeli; das dem Täufling von der Patin schon vor der Taufe geschenkte Hemdchen, gleichsam das Angeld auf das nach der Taufe „zu erwartende“ Patengeschenk hieß „Beithemeli“. — Neben dem einfachen beiten kommen auch ab-, er-, us-, ver- und zu-beiten vor; z. B. sagt man in Engelberg: Ich han-en lang abbeitet, aber ich han-en nüd mögen erbeite. Mit Blüdere (Plaudere) kann man in Luzern d'Zeban „verbeite“ (verpassen). „Der Herrgott ist en lange Beiter, aber en gute Zaler“ (Zürcher Unterland). In Wohlen heißt eine Aufwärterin Aufbeiteri. — Seltener als das Zeitwort ist das Hauptwort Beit für Warten, Aufschub, Verzug; z. B. „Es ist bei Gfar i der Beit“ für „zuwarten schadet nichts“ (Glarus). Insbesondere heißt „uf Beit nehmen“ auf Borg, „Dings“ nehmen, ohne Barzahlung, und „Einem Beit geben“: Stundung gewähren (Bern). Beit oder meistens Beitelii heißt in den Kantonen Bern, Luzern und Graubünden ein Geschenk, das man scherhaft den Kindern vom Markt mitzubringen verspricht; z. B. sagt die Mutter im Peist (Schanfigg): „Ich haufe der es Rienewägli und es Lang-Beitelii und es galdis Rüdeli“. Im Alt- und im Mittelhochdeutschen (beiton und beiten) war das Wort allgemein verbreitet. — Der Briefkastenonkel beitet weiterer Fragen.

Aus der Presse

Im Blätterwalde ist es ziemlich ruhig. Die Tessiner freuen sich — mit Recht und mit unserer freundeligen öffischen Mitfreude — über ihr italienisch erscheinendes Bundesamtsblatt. Da und dort wird unsere letzte Rundschau wohlwollend erwähnt, vorläufig erst in der deutschen Schweiz. Auch unser Volksbücher-Unternehmen wird gelobt, besonders in der Schweiz. Lehrerzeitung. Im St. Galler Tagblatt will ein Mitarbeiter eine alte, seinerzeit eingeschlafe Ueberlieferung des Blattes wieder aufnehmen, nämlich eine jährlich erscheinende Sammlung von Sprachfunden. Er tadeln im ersten derartigen Beitrag Ausdrücke wie: Miteidgenosse, Nebenkollege, die Betonung der Wörter derselbe, dieselbe usw. auf der ersten Silbe (eine sehr verbreitete Unsitte) und die Wendung, mit der die Ärzte anzugeben pflegen, daß sie „im Militärdienst abwesend“ seien. Daraan knüpfte sich dann eine muntere Auseinandersetzung. Ein anderer „Freund“ der Sprache verteidigt Wörter wie Rückantwort als „Bereicherungen“, unser Mitglied Dettli führt ihn aber sauber ab.

Briefkasten.

J. M., 2. „Er lot Jhne grize“. Dieser Gebrauch des Wem an Stelle des Wenfalles ist in der Mundart so weit verbreitet, daß man das nicht als Fehler bezeichnen darf. Der Volksmund sagt nun einmal so. Dergleichen kommt in allen Mundarten vor, auch in reichsdeutsch. Wer z. B. sagt: Es nimmt ein Wunder, der spricht vielleicht gut St. gallerisch und vielleicht auch gut schriftdeutsch, aber zürichdeutsch heißt es halt einfach: Es nimmt ein Wunder. Das Schriftdeutsche selbst enthält eine Menge solcher Ausgleichungen zu Gunsten der einen oder der andern Form, die ursprünglich einmal ebenso falsch waren wie jenes „Jhne“. In der Sprache, zumal in der VolksSprache, entscheidet über richtig und falsch schließlich eben doch der Sprachgebrauch, und der sagt in diesem Falle nun einmal Jhne statt Sie. Daß der „Fehler“ nicht oder nicht stärker in die Schriftsprache dieser Leute einzudringen vermöcht hat, ist eigentlich verwunderlich und erfreulich, denn dort wäre es entschieden noch falsch.

Wissenschaftler oder Wissenschaftler? Das erste ist, wie Ihnen Ihr Sprachgefühl richtig sagt, entschieden vorzuziehen. Die Silber empfinden wir, besonders in neuen Wörtern, als Ausdruck der Kleinheit und Verächtlichkeit; sie hat ursprünglich immer etwas Verkleinerndes gehabt; die eigentliche Ableitungssilbe hieß althochdeutsch ari (nicht ari) und ist dann regelmäßig abgeschwächt worden zu er. Wir fühlen denselben Unterschied zwischen Eisenbahnern und Eisenbähnser; auch die Abstinenter wollen keine Abstinenzler oder Temperenzler sein.

Dagegen ist „gestanden sein“ eine geschicktlich berechtigte süddeutsche (nicht nur schweizerische) Eigentümlichkeit. Im allgemeinen wird man ja zugunsten der Einheitlichkeit dem im Sprachleben heute führenden Norden folgen, aber in allen Fällen brauchen wir nicht mitzumachen, und da die Abwandlung mit „sein“ wie gefragt geschicktlich berechtigt ist, unserer Mundart entspricht und wir Schweizer damit ja nicht allein stehen, so könnten wir den doch fast aussichtslosen Kampf dagegen aufgeben. Wie bei stehen ist es natürlich bei sitzen und liegen.

Daf nur die deutsche oberste Heeresleitung „mustergültiges Deutsch“ schreibe, ist eine Meinung, die wir gnädig mit dem Fremdwort Kriegsprachose entschuldigen wollen.

Für wen? Man weiß nicht, soll man lachen oder schimpfen. Im Hornung veranstaltete der Lesezirkel Hottingen einen „Schweizerischen Volksliederabend“ mit schweizerdeutschen, französischen und italienischen Liedern und gab deren Wortlaut den Besuchern gedruckt in die Hand. Daß man dabei den Zürichern z. B. den einen oder andern berndeutschen Ausdruck in einer Anmerkung erklärte, war recht freundlich und vielleicht auch nötig, aber es wimmelt so stark von Fußnoten, daß man sich fragen muß: für wen wurden da diese schweizerischen Volkslieder eigentlich gesungen? z. B. „Frisch fröhlich wend wir singen“: Anmerkung zu „wend“: wollen; zu „gfi“: gewesen, nümmen: nicht mehr, Atti: Vater, luege: schauen, dufse: draußen, Meitscheni: Mädel usw. usw. Für wen? Für die Welschen und Tessiner von Zürich? Für die Reichsdeutschen und Österreicher? Oder für das „Zürich von heute“? Wo sind wir eigentlich noch daheim?